

Ungeplante Einkäufe verdoppeln sich

Visuelle Aufmerksamkeit steuert Konsumverhalten.

Es gab bestimmt bessere Jahre für Einkaufsbummel als das heurige. Idealerweise verlagert man die Shoppingtour ins Internet oder hält zumindest den Besuch in den Geschäften kurz. Das bringt den Handel in eine missliche Lage: Denn ungeplante Einkäufe sind eine nicht zu unterschätzende Einnahmequelle. Oder anders gesagt: In den Geschäften herumsehende Blicke gehen ins Geld.

Eine Studie von Wissenschaftlern um Mathias Streicher von der Universität Innsbruck zeigt nun, dass sich die visuelle Aufmerksamkeit bei Einkäufen schon mit sehr einfachen Interventionen stark beeinflussen lässt (*Journal of Consumer Research*).

„Viele Verkaufsstrategien zielen auf die visuelle Aufmerksamkeit der Kundinnen und Kunden ab“, erklärt der Innsbrucker Konsumforscher. „Das beginnt zum Beispiel damit, dass das Milchregal tendenziell im hinteren Bereich eines Geschäfts zu finden ist.“ So muss die Kundschaft für Produkte des täglichen Bedarfs tiefer ins Innere des Geschäfts vordringen – und kommt auf dem Weg dorthin an vielen anderen Produkten vorbei.

Manipulierte Kunden

Streicher und seine Kollegen manipulierten für ihre Untersuchung die Breite der Aufmerksamkeit von Kunden zweier Tiroler Supermärkte mithilfe von digitalen Bildschirmen, auf denen ihnen vor dem Einkauf Bilder präsentiert wurden. Dies gelang durch einen Wechsel von Bildern am Bildschirmrand bzw. in der Bildmitte. Anschließend wurden die Versuchspersonen mit Eyetrackern oder Schrittzählern ausgestattet. Jene Versuchspersonen, denen Bilder am Bildschirmrand gezeigt wurden, schauten sich mehr Bereiche im Geschäft an und legten mehr Wege zurück – der Anteil der ungeplanten Einkäufe verdoppelte sich dabei. (cog)

Von revolutionär bis kaisertreu

Kirchengeschichte. Zwischen Wien, Rom und Budapest: Der erste Band eines Großprojekts der Uni Wien über die Bischöfe der Monarchie beleuchtet das Wirken der ungarischen Kirchenfürsten.

VON ERICH WITZMANN

Eine von 126 Lebenslinien: Michael Horváth wurde 1809 im Südosten Ungarns geboren, nach der Priesterweihe und einer Lehrtätigkeit am Theresianum in Wien wurde er bereits mit 39 Jahren zum Bischof ernannt. Er war führender Parteigänger des ungarischen Revolutionärs Ludwig Kossuth und Verfechter der Unabhängigkeit Ungarns vom Hause Habsburg.

Nach dem Zusammenbruch der ungarischen Revolution emigrierte Horváth nach Westeuropa. In Abwesenheit verurteilte man ihn zum Tod durch den Strang. Der Streiter für die Priesterehe und Vater von fünf Kindern bekleidete nach der Amnestie 1867 in Ungarn neuerlich hohe geistliche und politische Ämter. Er verstarb 1878.

19 Diözesen, 126 Biografien

Das Leben von Michael Horváth ist in vielen Punkten bezeichnend für Leben und Wirken der ungarischen Bischöfe seiner Zeit, wie sie in dem von Kirchenhistoriker Rupert Klieber (Universität Wien) herausgegebenen ersten Band des Lexikons „Die Bischöfe der Donaumonarchie 1804 bis 1918“ gezeichnet werden. Dieser Band enthält für die 19 ungarischen Diözesen die insgesamt 126 Biografien aller Bischöfe (mit Ausnahme Kroatiens). An dem bis 2027 laufenden Gesamtprojekt (siehe Infobox) sind Kirchenhistoriker aus allen Nachfolgestaaten der österreichisch-ungarischen Monarchie beteiligt. Die Herausgabe des ersten Bandes mit seinen 34 Autoren wurde von der Uni Wien und einigen ungarischen akademischen Institutionen gefördert.

„Die Habsburger setzten mehr als andere Großmächte dieser Zeit auf eine enge Kooperation mit den Religionsgemeinschaften“, sagt Klieber. „Im Gegenzug forderten sie Loyalität und Pflichterfüllung.“ In Ungarn war zwar nur rund die Hälfte der Bevölkerung römisch-katholisch. Im Unterschied zu den selbstbewussten Protestanten konnte das Herrscherhaus die Bestellung der Bischöfe (mit-)be-



Bischof Széchényi im Oktober 1916 mit Erzherzog Karl in Großwardein. Ein Monat später war dieser Kaiser der Monarchie. [ÖNB]

stimmen. Der Heilige Stuhl gestand dem König von Ungarn zwar kein grundsätzliches Nominationsrecht für die Bischöfe zu, de facto erfolgte dieses aber in den königlichen Hofkanzleien. Mit dem österreichisch-ungarischen Ausgleich 1867 übernahm bei den Bischofsernennungen die ungarische Regierung das Vorrecht der Krone.

Ihren Einfluss konnten die Habsburger auch mit der Gründung des Priesterkollegs St. Augustin 1816 sichern. Dieses galt gleichsam als ungarische Kaderschmiede und kaiserliche Theologische Hochschule. Sie wurde von der ungarischen Kirche finanziert – befand sich aber in der Habsburgerresidenz Wien.

Im Vormärz kristallisierte sich ein ungarisch-nationales Selbstbewusstsein der Bischöfe heraus, sodass sie in den ungarischen Revolutionsjahren 1848/49 meist offen mit den Revolutionären sympathisierten. Dies kostete mehrere Bischöfe ihr Amt und führte zu Verurteilungen bis hin zu – letzt-

lich nicht vollzogenen – Todesstrafen. Der Hof in Wien setzte auf die slawischen Kirchenoberen aus Ungarn, wie etwa Štefan Moyzes, ab 1851 Bischof von Neusohl in der Slowakei. Ihm wurde eine besondere Nähe zum Wiener Hof bis hin zur Zuarbeit für den Metternich'schen Geheimdienst (bis 1848) nachgesagt.

Auch in Rom bildeten die Ungarn eine Opposition. Klieber:

IN KÜRZE

Das Lexikon „Die Bischöfe der Donaumonarchie 1804 bis 1918“ erscheint im Berliner Verlag Duncker & Humblot in vier Bänden. Band I mit dem Titel „Die röm.-kath. Kirchenprovinzen Gran, Kalocsa, Erlau im Königreich Ungarn“ (661 Seiten, 102,70 Euro) ist eben erschienen. Band II betreffend Salzburg und Wien, Prag und Olmütz, Krakau und Lemberg ist für 2023 geplant. 2025 soll Band III mit den Bischöfen der Ostkirchen in der Monarchie folgen, 2027 Band IV mit den südlichen Kirchenprovinzen der Monarchie.

„Ohne den Primas von Ungarn konnte kaum eine gravierende Entscheidung in kirchlichen Belangen fallen.“ Die Ungarn erregten auf dem Vatikanischen Konzil 1869/70 Aufsehen, bei dem sie fast geschlossen zu den Gegnern der neuen Papstdogmen zählten.

Bischöfe saßen im Oberhaus

Die Bischöfe waren mit einem ungewöhnlich reichen Grundbesitz ausgestattet und konnten große Summen in die pfarrliche und schulische Infrastruktur sowie die Wohltätigkeit investieren. Oft war damit auch ein abgehobener Lebensstil verbunden. Eine Besonderheit der ungarischen Bischöfe war ihre Nähe zur Politik. Kraft ihres Amtes stand ihnen ein Sitz im Magnatenhaus, ab 1876 im Oberhaus des Parlaments zu.

Der erste Band des Lexikons zeigt die kirchenpolitischen Wechselwirkungen zwischen Ungarn und dem Hof in Wien. Die Bistümer im heutigen Österreich sollen als Band II in drei Jahren folgen.

Warum Horrorfilm, Melodram und Porno ihr Publikum erregen

Filmwissenschaft. Andrea B. Braidt untersucht an der Uni Wien, wie Erregung in verschiedenen populären Filmgenres nicht gezeigt, sondern erzählt wird. Sie verlagert ihre Filmanalyse damit weg vom Visuellen und überträgt erzähltheoretische Prinzipien aus der Literatur auf die Leinwand.

VON CORNELIA GROBNER

Es ist eine laue Nacht, zwei junge Menschen lassen eine Party am Strand ausklingen. Die Frau sucht Abkühlung im Meer, flirtet mit dem offensichtlich betrunkenen Mann, der ihr naheht, fordert ihn auf, ihr zu folgen – und taucht ein in die Fluten. Während ihr Begleiter stolpert und im Rausch wegdöst, wird sie Opfer eines Monsters.

Diese längst in die Annalen der Filmgeschichte eingegangene berühmte Anfangsszene von Steven Spielbergs „Der Weiße Hai“ flimmerte erstmals 1975 über die Kinoleinwände und prägte das Horrorgenre nachhaltig.

Schockbilder erzählen

Die Film- und Medienwissenschaftlerin Andrea B. Braidt von der Uni Wien beschäftigt sich in ihrem Habilitationsprojekt mit den erzählerischen Aspekten hinter den visuellen Schockbildern des Genres. Neben dem Horrorfilm interessiert sie sich in dem Zusammenhang auch für das Melodram

und den Porno. „Diese Filme sind Körpergenres, sie verbindet ein in Ekstase befindlicher, sich auflösender weibliche Körper“, erklärt sie. „Im Horrorfilm ist das der zerstückelte und getötete Körper, im Drama der weinende, sich im Liebes-

“

Der ekstatische weibliche Körper verbindet die Genres Horrorfilm, Porno und Melodram.



Andrea B. Braidt, Film- und Medienwissenschaftlerin, Universität Wien

taumel befindliche Körper und im Porno der orgasmische Körper.“

Diese unterschiedlichen Formen von Erregung, so Braidts These, würden aber nicht nur gezeigt, sondern auch erzählt. Im Fall der ersten Szene im „Weißen Hai“ gelinge das zum Beispiel über den Wechsel zwischen unsichtbarer

Erzählperspektive und subjektiver Einstellung, in der die Frau beim Bad vom Meeresboden aus zu sehen sei und ein nicht identifizierter Beobachter eingeführt werde. „In Kombination mit der unheimlichen Musik sitzen wir gespannt und mit Schweißperlen vor dem Bildschirm und fürchten uns.“ Ob die Lust aufseiten des Publikums nun entsteht, weil wir mit der Frau oder um sie fürchten, ist für Braidt der springende Punkt. Sie plädiert für einen Abschied von psychoanalytischen Erklärungsmodellen über den Identifikations- und Fantasiebegriff und rückt für die Beschreibung der Wirkungsweisen der Körpergenres das „Empathisieren“ in den Vordergrund.

Demnach schauen wir Filme nicht, weil wir uns mit den Figuren identifizieren (wollen), sondern weil wir das Angebot, mit diesen mitzufühlen, genießen. „Es handelt sich dabei um zwei unterschiedliche Pole, Identifikation passiert rein aus visueller Perspektive, aber Empathisieren auf narrativer Ebene.“ Analysiert werden

dann Erzählinstanz (Wer spricht?) und Fokalisierung (Erzählerwissen versus Figurenwissen), also die Erzählperspektiven, wie man sie aus der Literatur kennt. Beim „Weißen Hai“ unterstützt etwa die Filmmusik den Wechsel zum subjektiven Erzählmodus, der den Blick des Hais auf sein Opfer imitiert – im Verlauf des Film wird damit gespielt und so verlässlich Erregung produziert.

Blickdebatte neu aufgerollt

Braidt verlässt mit ihrer Theorie einen prominenten Pfad der feministischen Filmtheorie rund um das Konzept des „male gaze“, des männlichen Blicks, von Laura Mulvey aus den 1970er-Jahren.

„Damals war die Filmanalyse stark von strukturalistischen und psychoanalytischen Theorien – Lacans Spiegelstadium und Freuds Unbewusstem – geprägt. Es ging darum, wie das Unbewusste durch das Kino angesprochen wird und wie das Kino vom Unbewussten geprägt ist“, erklärt die Filmtheoretikerin. Mulvey analysierte davon

ausgehend, wie das Patriarchat in diesem filmischen Unbewussten wirkt, und stellte fest: Männer schauen – verwirklicht durch die Kameraperspektive – und Frauen werden angeschaut.

Gerade bei älteren Horrorfilmen wie jenen von Alfred Hitchcock passt Mulveys Theorie perfekt. „Hier ist sehr klar, dass man von einem männlichen Blick sprechen kann, der die Frauen als Objekte inszeniert“, sagt Braidt. Was sich mit dem „male gaze“ jedoch schwer erklären lässt, waren die vielen Frauen im damaligen Kinopublikum. Ihnen allen Masochismus zu unterstellen sei gewagt. Auch löse der Wechsel von einer männlichen zu einer weiblichen Hauptfigur – wie es Mulveys Theorie suggeriert – nicht jeglichen Sexismus einer Erzählung.

Braidts Konzept des Empathisierens soll es ermöglichen, Filme hinsichtlich ihrer Geschlechterkonstruktionen differenzierter zu analysieren – und zwar auch jene mit queeren und transgeschlechtlichen Figuren. [Foto: Barbara Mair]